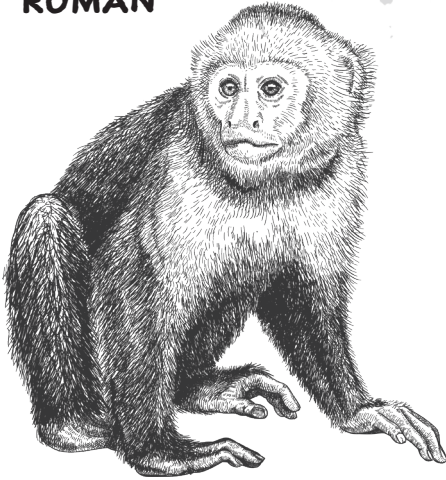


DAVID ZAOUÏ

SCHMIDT
MALT

ROMAN



Aus dem Französischen
von Elsbeth Ranke

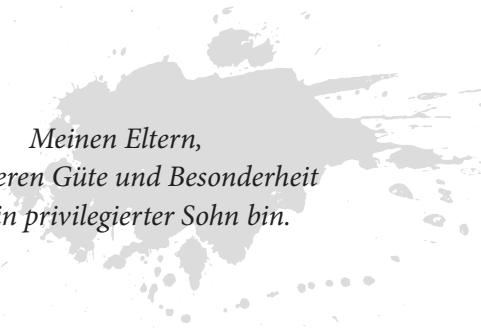
DROEMER*

Die französische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Sois toi-même, tous les autres sont déjà pris« bei JC Lattès, Paris.

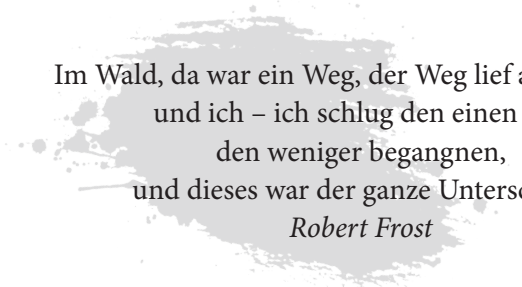
**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Deutsche Erstausgabe September 2019
© 2019 by Editions Jean-Claude Lattès
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Das dem Roman voranstehende Zitat
mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags:
Robert Frost, Der unbegangene Weg,
in der Übertragung von Paul Celan, aus: Paul Celan,
Übertragungen II. Gesammelte Werke in fünf Bänden.
Fünfter Band. Herausgegeben von Beda Allemann und Stefan Reichert
unter Mitwirkung von Rolf Bücher. © Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main 1983. Alle Rechte bei und vorbehalten durch
Suhrkamp Verlag Berlin.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Birgit Förster
Covergestaltung: Sabine Kwauka
Coverabbildung: andrey oleynik, Inspiring,
YulyYulia / Shutterstock.com
Illustrationen im Innenteil von Shutterstock.com:
Kapuzineraffe von andrey oleynik,
andere Affen von Hein Nouwens,
Kleckse von Inspiring
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28225-0



*Meinen Eltern,
dank deren Güte und Besonderheit
ich ein privilegierter Sohn bin.*



Im Wald, da war ein Weg, der Weg lief auseinander,
und ich – ich schlug den einen ein,
den weniger begangnen,
und dieses war der ganze Unterschied.

Robert Frost



PROLOG

Mit zwanzig erfuhr ich, dass meine Großmutter Alzheimer hatte. Der Neurologe Prof. Mayan hatte umfangreiche Untersuchungen veranlasst, und wir hatten einen Termin, bei dem er uns die Ergebnisse unterbreiten sollte. Meine Mutter war an diesem Tag krank, deshalb fuhr ich mit Daisy hin – Großvater Prospero war ein halbes Jahr vorher von einem Herzinfarkt niedergestreckt worden.

Fett wie eine Speckschwarte und mit penetrant grünen Augen wie bei einem jagenden Panther verkündete Professor Mayan das Verdikt in genau dem Ton, mit dem man an der Bar ein kleines Bier bestellt.

»Madame, leider muss ich Ihnen mitteilen ... es ist Alzheimer!«

Unter dem Schock sank mir der Kopf auf die Brust.

»Das wird schon wieder«, erwiderte Daisy und straffte die Schultern.

»Und ... was bedeutet das?«, fragte ich.

»Fortschreitender Gedächtnisverlust ... und immer weniger Selbstständigkeit.«

»Gedächtnisverlust? Das ist ja herrlich!«, rief Daisy.

Der Professor schrieb ein Rezept mit den nötigen Medikamenten.

»Muss sie in ein Heim?«, tastete ich mich vor.

Noch bevor er antworten konnte, warf sie ein: »Nie im Leben!«

Bei genauerer Betrachtung hatte ich nicht das Gefühl, dass sie die Lage in ihrem ganzen Ausmaß überblickte.

»Das ist ja der GAU ...«, stotterte ich.

Professor Mayan hielt inne, legte den Stift nieder und nahm seine Goldrandbrille ab, um meine Großmutter zu mustern. Sie warf ihm einen finsternen Blick zu.

»Mehr Hilfe im Alltag wird sie schon brauchen«, erklärte er mir.

»Alfredo, gehen wir!«, brauste Daisy auf.

»Warte, Oma ...«

Mit einem Ruck stand sie auf.

»Na und, dann habe ich eben Alzheimer! Wir müssen aber trotzdem schnell nach Hause, um sechs läuft *Derrick!*«

Ich setzte ihr nach und hielt sie auf, kurz bevor sie mit ihren unsicheren Schritten an der Tür war.

»Es wird nicht immer einfach sein«, ergänzte Mayan. »Stellen Sie sich auf schwierige Situationen ein. In einiger Zeit können wir ihr einen Platz im Seniorenheim suchen.«

»Im Seniorenheim? Sie kennen meine Großmutter nicht! Die zieht noch eher nach Alaska!«

Der Professor setzte seine Brille wieder auf und rutschte tiefer in seinen Sessel, ohne mich aus den Augen zu lassen.

»*Freund & Helfer*, sagt Ihnen das was?«

Ich hob fragend die Brauen.

»Das ist ein Verein.«

»Ein Verein, der sich um meine Oma kümmert? Wollen Sie, dass sie mich umbringt?«

»Nein, nein, das ist ein Verein, der sich um Affen kümmert, genauer gesagt um Kapuzineraffen.«

Er bedeutete uns, wieder Platz zu nehmen.

»Affen als Helfertiere. In den USA und Südamerika wurde das bei Behinderten getestet, in mehreren Seniorenheimen, aber auch zu Hause. Kapuzineraffen sind sehr freundlich, und wenn sie gezähmt und gut dressiert sind, können sie Senioren im Alltag begleiten. Sie können alle möglichen Aufgaben übernehmen, bis zu fünfzig verschiedene, zum

Beispiel Kaffee kochen, den Tisch abräumen, das Licht anschalten, die Medikamente bringen, solche Sachen ...«

»Dressierte Affen als Seniorenhelfer, sagen Sie?«

»Ganz richtig. Es ist ein gemeinnütziger Verein, zum Teil übernimmt sogar die Krankenkasse die Leistungen. Erkundigen Sie sich mal, das ist ganz neu. Hier, die Anschrift. Voilà. Das macht 120 Euro.« Energisch unterschrieb der Professor Daisys Abrechnungsblatt.

Ein paar Wochen später stand ein Tierpfleger von *Freund & Helfer* bei meiner Oma vor der Tür. An der Hand hatte er einen Kapuzineraffen, der sie und mich mit wachen Augen unablässig musterte.

Daisy saß in ihrem Schaukelstuhl und bäugte das Tier misstrauisch. Ich ließ mir von dem Typen erklären, was wir ihm zu essen und zu trinken geben mussten.

Das Äffchen war brav, rührte sich nicht, und ich betrachtete es wie ein Kind, das ein neues Familienmitglied kennenlernt.

Es wog keine drei Kilo und war nicht größer als 40 Zentimeter, ohne den Schwanz, der etwa noch einmal so lang war. Auf seinem dunkelbraunen Fell zog sich vom Hals aus ein weißer Kragen bis auf den Schädel hinauf, was wie eine Kapuze aussah. Seine großen nussbraunen Augen hüpfen von einem Ort zum anderen, als folgten sie seinen Gedanken.

»Lassen Sie ihr Zeit zum Eingewöhnen. Sie beobachtet Sie und wird sich an Sie beide gewöhnen«, riet uns der Pfleger.

»An meine Großmutter«, korrigierte ich.

»An Ihre Großmutter, ja. Sie können ihr alles Mögliche beibringen, aber in den ersten Tagen komme ich noch vorbei und helfe Ihrer Großmutter mit dem neuen Mitbewohner.«

»Wie alt ist er?«, fragte ich.

»Es ist ein Weibchen. Sie ist vier Jahre alt. Vor zwei Jahren hat unser Verein sie aus Costa Rica geholt. Seitdem haben wir sie als Helfertier ausgebildet. Jetzt ist sie völlig autonom.«

»Und ... wie lange leben Kapuzineraffen so?«

»Bis zu vierzig Jahre, wenn sie gut behandelt werden. Soll ich ihr in den nächsten Tagen irgendetwas Besonderes beibringen?«

»Können Sie ihr beibringen, *No woman, no cry* von Bob Marley zu singen?«, meldete sich Daisy zu Wort.

»Pardon?«

Ich flüsterte dem Tierpfleger ins Ohr: »Lassen Sie sie einfach reden, sie spinnt ein bisschen.«

»Oder ... bringen Sie ihr doch bei, Lasagne zu kochen«, sinnierte meine Großmutter mit verschleiertem Blick. »Geht das?«

Als der Mann weg war, blieb Daisy vor ihrem geliebten *Derrick* sitzen. Die Neue beachtete sie kaum. Ich machte ein paar Mätzchen, schlug mir auf die Schenkel und schnitt dem Äffchen Grimassen, die es mit einem skeptischen Blick erwiderte.

»Wir brauchen einen Namen für sie, Oma.«

Ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden, erwiderte Oma: »Wir können sie einfach Derrick nennen.«

Kopfschüttelnd sah ich den Affen an und stellte mich mit meinem Namen vor. Das Äffchen strich sich das Kinn und lächelte mich mit seinen makellosen Zähnen an. Ich zeigte auf meine Großmutter.

»Und das ist Daisy. Meine Oma.«

Das Äffchen stand vor mir und kratzte sich, während es mich musterte, den Kopf. Dann hoppelte es auf den Balkon

und ließ vom 14. Stock aus den Blick über Paris schweifen, das in der Abenddämmerung vor uns lag. Danach kam es zu Daisy und zupfte an ihrem Nachthemd. Verdutzt sah meine Oma kurz vom Fernsehgerät auf und musterte das Tier. Es kletterte ihr gewandt auf den Schoß und blieb da; neugierig schaute es sie an.

»Was will sie?«, fragte meine Oma.

»Keine Ahnung.«

Dann plötzlich sprang das Äffchen los und landete auf dem Sofa. Dort schob es ein paar Kissen zurecht und machte es sich bequem. In ehrfürchtigem Schweigen schauten wir gemeinsam die Episode zu Ende.

Einmal sagte Derrick: »In Ordnung, ich frage bei Schmidt an.«

»Das ist es, Schmidt heißt sie!«, rief Daisy.

Ich machte keinen Mucks.

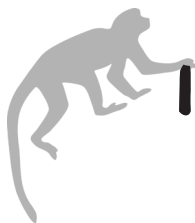
Beim Nachspann stand Daisy aus ihrem Schaukelstuhl auf und wankte in Richtung Schlafzimmer, um ins Bett zu gehen. Schmidt beobachtete sie. Sie schaltete das Fernsehgerät aus und lief meiner Oma auf allen vieren nach.

Ich ging hinterher.

Im Schlafzimmer drangen die letzten Sonnenstrahlen durch die Fensterläden. Daisy hatte sich ins Bett gelegt, und Schmidt stopfte mit ihren kleinen Händen zärtlich die Decke fest. Als das Äffchen den Raum verließ, sah meine Oma mich ungläubig an und fragte: »Wo will sie hin?«

»Woher soll ich das wissen?«

Schmidt kam mit einem Buch und einem Brillenetui zurück, das sie Daisy gab, bevor sie sich neben sie setzte und mich mit einem Blick bedachte, der wohl sagen sollte: »Keine Sorge, Alfredo. Deine Oma ist bei mir in guten Händen.«



Seitdem waren ein paar Jahre vergangen, und meine Großmutter verstand sich prächtig mit ihrer neuen Mitbewohnerin. Ich war immer noch nicht umgezogen: Ich wohnte in Pantin in demselben Hochhaus, wo ich geboren war. Ich hatte eine winzige Sozialwohnung im zweiten Stock eines heruntergekommenen Vorortblocks. Meine Eltern lebten auf demselben Flur gegenüber in einer Vierzimmerwohnung, die ihnen eine soziale Maßnahme von 1983 verschafft hatte, zwei Jahre vor meiner Geburt.

Als ich an diesem Morgen vor mich hin träumte, blieb mein Blick an der Wanduhr hängen, einem Geschenk meiner Eltern zu meinem vierten Geburtstag; Winnie Puuh glänzte wie neu. Dann schweifte mein Blick über den Schreibtisch mit dem Computer, das Bücherregal, die Staffelei und die Blechkiste mit Pinseln, Zeichenkohle, Stiften und Farbtuben, bevor er wieder am Sekundenzeiger landete, der unbeirrbar vorwärtshüpfte.

Ich bekam ein schlechtes Gewissen. Wieder verging ein Tag, ohne dass ich es schaffte, zu malen. Seit fast drei Monaten ging das so. Langeweile und Frust machten mir zu schaffen. Und diese Unfähigkeit, etwas aus mir zu machen. Nichts lief so, wie ich es wollte, und ich war noch nicht einmal sicher, dass ich für die Malerei geschaffen war. Mein Leben war wie eine leere Leinwand. Alle Farben sprangen mich an, aber die, die ich aussuchte, fanden ihren Weg nicht.

Spöttisch drehte der Zeiger eine Runde nach der anderen. ›Hast du Zweifel, Alfredo? Klar, dass du an dir zwei-

felst ... Ich versank in meiner Lethargie, blies endlos Trübsal, als plötzlich ein Sonnenstrahl sich durch die halb offenen Fensterläden stahl und mich aus meiner Grübelelei riss. ›Alfredo, ein richtiger Loser hat keine Selbstzweifel. Ein Loser hinterfragt sich nie selbst, er meint, an seinen Misserfolgen wären immer nur die anderen schuld. Aber das bist nicht du, Alfredo, so einer bist du nicht!‹

Da mein Durchbruch als Maler noch bevorstand, hangelte ich mich von Job zu Job, den mir jeweils mein persönlicher Ansprechpartner im Arbeitsamt vermittelte, Daniel Dossier. Er hatte mir alle möglichen motivierenden Erwerbstätigkeiten zugeschustert, zuletzt als Autowäscher. In einer Eilausbildung in einer lausigen Werkstatt im 20. Arrondissement von Paris hatte ich gelernt, Autos von innen zu putzen und von außen zu polieren. Mein persönlicher Ansprechpartner hatte mich auch als Pizzabote vermittelt. Für Pizza Grandiosa war ich auf meinem Mofa durch das 9. und 10. Arrondissement von Paris gepest. Ich war begeistert.

Nach drei Uhr nachmittags war es Zeit fürs Mittagessen.

Ich duschte, zog mich schnell an und ging auf einen Salat runter zu meinem Freund Nassim, der an der Straßenecke einen Imbiss namens *Tchao Pantin* führte. Soziologisch betrachtet sind die Sozialbauten im Nordosten von Paris faszinierend. Man trifft dort Menschen aus der ganzen Welt. Alle Weltanschauungen sind vertreten, und die Gespräche im Hausflur oder im Aufzug drehen sich oft um Politik.

Diesmal begegnete ich im Aufzug meinem karibischen Nachbarn Martial im Sportdress.

»Geht's, Monsieur Martial?«

»Ich geh grade laufen.«

Voller Elan schnaufte er und machte im Aufzug Kniebeugen, um sich aufzuwärmen.

»Laufen Sie gerne?«

»Und wie! Es macht mich glücklich. Dich etwa nicht?«

»Nein.«

»Probier's doch mal.«

›Alfredo Scali«, sagte ich mir, ›wie wäre es, wenn du mal ein bisschen in Bewegung kämst? Laufen, das ist doch mal eine Idee!«

Die Aufzugtüren glitten auf, und Martial schoss wie eine Rakete in die Halle hinaus. Im Laufschrift verließ er das Hochhaus. Gleichzeitig schlurfte Janvion, ein anderer Nachbar, mit seinen Einkaufstüten in die Halle. Er drehte sich um und sah Martial nach, der schon weit gekommen war.

»Was für ein Wahnsinniger. Für mich gehört der in die Tonne ...«

Ich deutete ein verhaltenes Lächeln an.

»Guten Tag«, sagte ich.

Janvion durchbohrte mich wortlos mit seinen Blicken. Ich wusste, dass er mit den Rechtsextremen sympathisierte.

Als ich das Café betrat, polierte Nassim gerade Gläser hinter dem Tresen. Im Fernsehen liefen Rap-Videos.

»Alfredo, wie geht's?«

»Und selber?«

Ich antwortete oft mit »Und selber?«, das ersparte es mir, mehr über mein Leben zu sagen, das derzeit nicht gerade von aufregenden Neuigkeiten strotzte. Aber Nassim war ein ziemlich neugieriger Typ.

»Und dein Alter? Den krieg ich morgens gar nicht mehr zu sehen ...«

»Der ist verliebt in seine neue Kaffeemaschine.«

Ich setzte mich an einen der Tische.

»Und deine Malerei? Läuft das? Verkaufst du was?«

»Na ja ... geht so ... Die Galeristen haben einfach keine Ahnung. Ich muss mich ziemlich abrackern. Krieg ich einen Thunfischsalat?«

»Habib! Einen Thunfischsalat!«, rief Nassim in die Küche.

Dann kam er um den Tresen und setzte sich zu mir.

»Halt die Ohren steif, Alfredo. An die Allergrößten hat am Anfang auch keiner geglaubt. Schau meinen Opa an, der war Schuster in Constantine. Am Anfang hat er überhaupt keine Stiefel verkauft. Eigentlich hat er nie welche verkauft. Aber ... er ist in der Hoffnung gestorben, dass er eines Tages welche loswird! Und du, was malst du denn gerade so?«

»Den Traum eines manisch-depressiven Bären.«

Nassim schaute mich mit leeren Augen an wie ein Hering einen Dostojewski-Roman.

»Und warum malst du nicht gleich meine Arschritze?«

Er prustete laut los, und ich lachte mit. Schließlich verstand er rein gar nichts von Malerei. Und vielleicht war ich mit meinen Werken ja auch wirklich ein bisschen daneben.

Tatsächlich hatte ich beschlossen, das Unterbewusstsein träumender Tiere zu malen. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Tierfreund. Ein ziemlich krasser Typ, mein Alter. Seit einunddreißig Jahren arbeitete er als Tierpfleger im Zoo. Und seit ein paar Jahren saß er an einer philosophischen Abhandlung über *Das metaphysische Denken des Tiers in Gefangenschaft*. Seiner Behauptung nach handelte es sich dabei um ein künftiges Standardwerk.

Eigentlich lief bei mir überhaupt nichts ganz normal. Wie hätte ich unter diesen Umständen Erkenntnistheoretiker werden können oder Luftfahrtingenieur? Konnte ich überhaupt etwas anderes tun, als den Traum der Tiere zu malen? Eine familiäre Umgebung mit all ihrem Wahn und ihren

Neurosen schlägt sich auf einen nieder, durchdringt einen, vor allem, wenn man sich nie abnabelt. Ich male, so wie andere an Wörtern feilen, ihre Musikinstrumente streicheln oder die Materie so formen, dass sie eine ewige Seele bekommt; ich male mit den Farben meines Lebens, die ich auf meine jungfräuliche Leinwand aufbringe.

Ich aß meinen Thunfischsalat, während Nassim mit einer Cola auf den Fernseher starrte. Im Café hörte man nichts als den Beat der Rapper. Ich fragte mich: ›Was war noch mal heute? Ach ja, ich soll für Daisy was auf dem Computer schneiden. Ein paar Episoden von *Starsky & Hutch* runterladen und aus allen Einstellungen Hutch streichen. Nur ja kein Hutch mehr, sonst fängt Schmidt an zu schreien.‹

Mit einem Ruck stand Nassim auf und wollte eine Runde Kicker mit mir spielen. Ich winkte ab. Da meinte er, wenn ich mitspiele, würde er mir ein Stück Apfelkuchen ausgeben.

Ich spielte eine gute halbe Stunde, gewann drei Spiele, aß meinen Apfelkuchen, und Nassim zog eine Miene, als hätte es in seiner Familie ein Drama gegeben.

Dann ging ich spazieren.

Als ich über die Straße ging, kam mir ein Wahnsinnsmädel entgegen, eine schöne Brünette mit seidigem Haar. Natürlich drehte ich mich nach ihr um – ich schaue die Frauen immer in 3-D an: direkt in die Augen und direkt ins Kreuz. Wow, was für ein Hintern! Ich war ganz kurz davor, sie anzuquatschen, ich wäre Maler und müsste sie unbedingt porträtieren, ihr unglaublicher Hintern ... das heißt, ihr Gesicht hätte eine Ausstrahlung ... Aber ich traute mich nicht.

Ich sagte mir: ›Alfredo Scali? Alles klar bei dir? Das lässt du dir entgehen? Du traust dich ja eh nie, du Volltrottel. Außerdem ... was ist das eigentlich für ein Frauenbild? Ein bisschen Klasse bitte, Alfredo!‹

Ich betrat die Brücke über den Ourcq-Kanal. Eltern flan- nierten mit ihren Kindern auf ihren Mini-Fahrrädern. Hier herrschte die reinste Unschuld. Ich spazierte über den Square Aragon, umgeben vom Geschrei der streitenden Kinder. Ich trampelte über den Rasen, der genauso uneben war wie mein Alltag. Ich dachte an meine Zukunft. »Alfre- do, du musst dich der Wahrheit stellen, mit der Malerei hast du dich aufs Abstellgleis manövriert. Wenn du wenigstens Talent hättest ... Meinst du, das hast du? Die Leute, die dich mögen, behaupten das, deine Eltern zum Beispiel oder dei- ne Oma. Ja, aber du? Du selbst glaubst nicht daran. Dabei sähst du so gerne deine Bilder in sonnenhellen Villen im Wohnzimmer hängen. Und dann würden die Leute sagen: Wissen Sie, als Kind war Scali kein guter Schüler, er konnte nicht mal Dreiecke zeichnen! Und heute sind Schulen nach ihm benannt ... Alfredo-Scali-Schule, das klingt doch nach was ... Alfredo, wach auf! Wenn du nicht selbst dran glaubst, wer dann?«

Plötzlich traf mich etwas am Kopf. Mir war ein Ball an den rauchenden Kopf geflogen.

»Hey, Scali, Hurensohn! Kick ihn rüber!«

Ich erkannte die Jungs aus meinem Block. Ich trat gegen den Ball, aber so schief, dass der Pass hinter dem Zaun lan- dete. Die Kids überzogen mich mit Flüchen ... In den Vor- städten sind Schimpfwörter nicht böse gemeint; sie gehören einfach zur Alltagssprache. Ständig hört man Sachen wie: »Fick dich, Missgeburt!«

Der kleine Goran kletterte über den Zaun und holte den Ball.

»Hey! Komm mit uns kicken, Hirnficker!«

Von der Alfredo-Scali-Schule kam dieses Kerlchen je- denfalls nicht.

Ich bin null sportlich, aber wie ich so vor mich hin träum-

te, dachte ich mir: ›Die Biografen sind sich einig. Der große Alfredo Scali spielte jederzeit mit jedem Fußball. Man kannte ihn als offenen, großzügigen Nachbarn, der Kinder mochte. Und den Sport! Los geht's, Alfredo, glaub dran, Mann!‹

Also lief ich rüber und trat ungeschickt einen Querpass.

Alfredo Scali
24, rue Étienne-Marcel
93500 PANTIN

Pantin, den 8.1.2017
Aktenzeichen Jobcenter: 158 954 MJV 891
z. H. meines persönlichen Ansprechpartners

Sehr geehrter Monsieur Daniel Dossier,

ich bin heute schlecht gelaunt, daher sage ich Ihnen ganz offen: Sie machen mich allmählich wahnsinnig! Ich diskutiere gerne mit Ihnen über Ökologie und Trotzki – wenngleich ich nicht Ihrer Meinung bin –, aber das ist gar nicht das Problem. Sie legen mir Stellenangebote vor. So weit kann ich folgen, das ist eben Ihr Job. Aber mich zu irrwitzigen Vorstellungsgesprächen in Orte zu schicken, die nicht mal mein Navi kennt ... und das Ganze, um den Opis in ihren Reihenhaussiedlungen Alarmanlagen zu verkaufen! Ich bin tatsächlich hin zu diesem Vorstellungsgespräch. Der Typ war ein arroganter Trottel mit einer Fahne, die penetranter war als bei meinem Onkel aus Fréjus. Er meinte: »Sie haben nicht das Profil eines Alarmanlagenverkäufers, aber ich kann Sie ausbilden, wenn Sie motiviert sind.«

Ich gab zurück: »Wer ist schon dazu motiviert, Opus Alarmanlagen reinzudrücken?«

»Genau darauf zielt die Ausbildung ab: die Motivierung des Demotivierten.«

Ich habe es Ihnen schon mehr als einmal gesagt, aber Sie wollen ja nicht hören. ICH BIN MALER, Monsieur Dossier. Ich male. Ich bin Künstler! Ich habe nicht die Absicht, Alarmanlagen zu verkaufen, Versicherungen, Scanner oder auch Kutteln.

Voilà. Das musste ich Ihnen jetzt schreiben, um gut in den Tag zu starten.



Herzliche Grüße

Alfredo Scali



Als das Telefon läutete, schlief ich gerade.
»Ja?«

»Alfredo, Alfredo! Es ist was Furchtbares passiert! Komm schnell, schnell!«

Das war meine Großmutter. Sie sprudelte nur so, ich spürte ihre Panik durch die Leitung.

»Aber was ist denn los?«, stotterte ich halb verschlafen.

»Her mit dir!«

Sie hatte aufgelegt. Verdutzt, aber nicht allzu besorgt – schließlich kannte ich meine Daisy – hüpfte ich unter die Dusche, zog mich an und sprang in die Metro. Schon stand ich in der Rue de Cambrai im 19. Pariser Arrondissement am Fuß des Hochhauses, in dem sie wohnte. Auf mein Läuten hin öffnete sie mir in ihrem bonbonrosa Nachthemd.

»Du hast dich ja ganz schön beeilt. So dringend war es nun auch wieder nicht.«

»Aber Oma, du hast gesagt, ich soll ...«

Sie schnitt mir das Wort ab.

»Seit wann hörst du mir zu und gehorchst auch noch?«

Sie setzte sich auf das Ledersofa. An der Wand hinter ihr hing eines meiner Bilder: der Fiebertraum eines Schweines auf dem Weg zum Schlachthof. Das wusste allerdings nur ich. Im Hintergrund erkannte ich Bob Marley mit *No woman, no cry*. Auf dieses Lied stand sie genauso wie auf *Derrick*. Eines Tages hatte sie mir gestanden, dass sie eigentlich Reggae-Sängerin werden wollte.

»Willst du einen Krapfen?«, fragte sie mich.

»Oma, was ist los?«

»Magst du meine Pistazienkrapfen etwa nicht?«

Daisy stand langsam auf und öffnete die Balkontür. Schmidt lag in der Hängematte und genoss den Ausblick.

»Es ist wegen Schmidt. Sie ist zurzeit ziemlich schwierig!«

»Wie das?«

»Heute Morgen habe ich Hühnerbrühe gekocht. Ich wollte sie reinsetzen, aber sie wollte einfach nicht!«

»Schmidt in die Hühnerbrühe setzen?«

Daisy ging wieder zu ihrem Schaukelstuhl.

»Jep. Sie wollte einfach nicht. Wie geht's deinem Vater?«

Daisys Zustand verschlimmerte sich deutlich. Ich sah zu Schmidt, die vor dem einzigartigen Blick auf Sacré-Cœur mit den Beinen baumelte. Sie biss in ihren Krapfen und blinzelte mir zu.

»Dein Vater?«, hakte Daisy nach.

Meine Oma fragt mich nie nach meiner Mutter, denn mit ihr telefoniert sie mehrmals am Tag. Aber mein Vater, nun ja ... Daisy empfindet für ihn eine Mischung aus Abscheu und Faszination. Und sie weiß, dass ich ihn über alles liebe.

»Letzte Woche hat er im Zoo ein Kind gerettet, das sich in den Raubtierkäfig geschlichen hatte, während er die Tiere mit Fleischbrocken gefüttert hat. Es hätte eine Tragödie geben können!«

Daisy hörte mir immer noch schaukelnd zu.

»In derselben Woche ist ein Zebra über den Sicherheitszaun gesprungen. Dein Schwiegersohn hat es mit dem Lasso eingefangen und in sein Gehege zurückgebracht.«

»Was ist dein Vater nur für ein Taugenichts!«, kommentierte sie düster.

Schmidt kam vom Balkon und gab mir zur Begrüßung einen High five. Sie holte sich noch einen Krapfen und setzte sich direkt neben Daisy aufs Sofa.

»Oma, ich nehme Schmidt mit.«
»Warum?«
»Sie hat es gut bei mir.«
»Sie will zurzeit eh nicht mehr auf mich hören. Sie wird immer schlimmer! Willst du wirklich keinen Krapfen?«
Ich schüttelte den Kopf.
»Alfredo?«
»Ja?«
»Hast du mich gern?«
»Natürlich, Oma.«
»Gern oder sehr gern?«
»Unendlich gern.«
»Wer würde beim Tischtennis gewinnen, du oder ich?«
»Du, Oma, garantiert.«
»Weil du mich so gern magst, dass du mich gewinnen lässt?«
»Na ja ...«
»Beim Tischtennis mach ich dich fertig, Alfredo.«
»Bestimmt, Oma. Ich liebe dich, Oma.«
»Ja, okay, jetzt übertreib nicht. Nimm einen Pistazienkrapfen, hab ich gesagt.«
Und plötzlich, ohne Vorwarnung, schlief meine Oma ein und schnarchte mit schief gelegtem Kopf. Schmidt sah mich lange und voller Mitgefühl an. Dann sprang sie mir in die Arme.
Ich ging mit ihr nach Hause. Mein Vater würde ausrasten vor Freude, aber ich wollte es ihm noch nicht gleich erzählen. Ich wollte zuerst wissen, wie mein Affenalltag aussehen würde. In der Wohnung machte Schmidt es sich auf meinem Bett gemütlich, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und gestattete sich ein kleines Nickerchen.
Ich griff zum Telefon.
»Oma, wo soll sie schlafen?«

»Wirst schon sehen«, erwiderte sie.
 »Und was gebe ich ihr zu essen?«
 »Pistazienkrapfen, die braucht sie zur Aufheiterung.«
 »Aber wo finde ich denn Pistazienkrapfen?«
 »Da brauchst du mein Rezept.«
 »Dann gib's mir.«
 »Nein.«
 »Was soll das heißen, nein?«
 »Das ist ein Rezept von meinem napoleonischen Vorfahren.«
 »Oma, bitte!«
 »Schau, wie du zurechtkommst, aber sie braucht Pistazienkrapfen!«
 »Und wenn sie keine bekommt?«
 »Dann wirst du schon sehen.«
 »Mein Fenster steht meist offen. Wenn sie rausklettert, kommt sie dann wieder?«
 »Wirst schon sehen.«
 »Kann sie mir meine Bilder ruinieren?«
 »Wirst schon sehen.«
 »Soll ich mit Papa darüber reden?«
 Sie legte auf.
 Ich ging runter, um für Schmidt einzukaufen. Als ich zurückkam, war sie als Cowboy verkleidet.
 »Schmidt!«
 Sie grinste mich verschlagen an und klatschte hüpfend in die Hände.
 »Halt, halt, Schmidt! Was soll das Theater?«
 Sie kletterte auf das Fensterbrett und zeigte durch das weit geöffnete Fenster auf einen Punkt ganz unten. Ich begriff. Es war der Scherzartikelladen des Sri Lankers Sahani.